



Ludwig Wittgenstein: Ein glücklich durchlittenes Leben für die philosophische Arbeit

14

Werner Stegmaier

Der frühe Wittgenstein: Leben und Denken nach dem asketischen Ideal von Reinheit und Klarheit

Ludwig Wittgenstein (1889–1951) hat unter den großen Philosophen das wohl ungewöhnlichste Leben geführt. Er wird in herrschaftliche Verhältnisse hineingeboren und teilt den Hochmut, der dort herrscht. Sein Vater war als junger Mann nach New York ausgerissen, hatte dort als Kellner, Violinspieler in einer schwarzen Band, Steuermann, Barkeeper, Nachtwächter, Mathematik-, Griechisch-, Latein-, Horn- und Violin-Lehrer gearbeitet. Als er schließlich nach Wien zurückkehrte, um dort an der Technischen Hochschule zu studieren, startete er bald eine der glanzvollsten Karrieren in der Stahlbranche, die ihn zu einem ebenso gerissenen wie despotischen Großindustriellen machte. Die Mutter dagegen in sich gekehrt, eine hochbegabte Pianistin. Das Wittgensteinsche Palais, in dem Ludwig als jüngstes von acht Kindern aufwächst, ein Zentrum des Wiener gesellschaftlichen und kulturellen, v. a. musikalischen Lebens. Drei der fünf Söhne, die sich dagegen sträuben, in die Spuren des Vaters zu treten, nehmen sich das Leben; der vierte wird ein bedeutender Pianist und verliert im Krieg seinen rechten Arm. Ludwig zeigt technische Interessen, ist aber ebenfalls stets dem Tod nahe. Das religiöse Spannungsfeld der Familie – beide Eltern haben jüdische Vorfahren, die sich jedoch entschieden assimilierten, der Vater ist Protestant, die Mutter lässt die Kinder katholisch erziehen – scheint bei ihm zu einer harten Selbstdisziplin beigetragen zu haben: Er sieht sich mit tiefstem Ernst vor den Augen Gottes und fordert von sich zeitlebens äußerste Reinheit im Leben und Klarheit im Denken.

W. Stegmaier (✉)
Weitenhagen, Deutschland
E-Mail: stegmai@uni-greifswald.de

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer-Verlag GmbH, DE, ein Teil von Springer Nature 2023
G. Gödde et al. (Hrsg.), *Leiden und Lebenskunst*, Schriften zur Kritischen Lebenskunst, https://doi.org/10.1007/978-3-662-67534-2_14

193

Er lebt, mit einem Begriff aus Nietzsches *Genealogie der Moral*, aus einem asketischen Ideal, das zu größten Leistungen befähigen kann: In der Tradition der mönchischen Ideale der Armut, Demut und Keuschheit verlangt er äußerste Härte gegen sich selbst, körperlich, besonders aber geistig, und duldet keine Nachsicht, vor allem nicht sich selbst gegenüber.

Als Kind soll Ludwig, der als das unbegabteste der Geschwister galt, – er begann erst mit vier Jahren zu sprechen, stotterte später und litt an einer Rechtsschreibschwäche (Schneider 2020) – versucht haben, einfach nett zu sein und sich dadurch beliebt zu machen. Immerhin bewies er einiges handwerkliches Geschick. Als junger Mann ist er hin und her gerissen zwischen (damals noch anrühigen) sexuellen Verlockungen und religiösen Erlösungsstimmungen. Gegen andere, die leichter leben, wahrt er nun schroffe Distanz, leidet unter ihrer „Gemeinheit“ bis zum Ekel. In seinem Willen zu absoluter Ehrlichkeit ist er ebenso verletzlich wie verletzend, in der Entschiedenheit seiner Meinungen zuweilen aggressiv. Er duldet nur wenige, ausgewählte Freunde um sich. Später lässt er sich in Norwegen eine kaum zugängliche Hütte errichten, um einsam leben und denken zu können. Sein asketisches Ideal prägt ihn für den Rest seines Lebens. Es treibt ihn schließlich zur Philosophie.

Er hat zunächst wohl, zur Freude seines Vaters, Ingenieurwissenschaften studiert, geht aber, als bei der Konstruktion eines Propellers Schwierigkeiten in der mathematischen Berechnung auftreten, zur Mathematik über, stößt dort bald auf deren Grundlagenprobleme, die ihn, auf den Rat Bertrand Russells hin, der sich diesen zusammen mit Alfred North Whitehead widmet, zu Gottlob Frege in Jena führen, der ihm seinerseits rät, bei Russell am Trinity College in Cambridge Philosophie zu studieren. Russell erkennt, als der junge Student in seiner Typentheorie, mit der er eine Antinomie in Freges Ansatz zu überwinden sucht, wiederum eine Antinomie offenlegt, in Wittgenstein ein „Genie“ – und fördert ihn auch dort, wo er ihm selbst nicht folgen kann.¹ Wittgenstein selbst, der oft nicht versteht, warum andere, darunter Russell, seine Gedanken zur Logik nicht verstehen, zweifelt weiter an sich. Daneben ist er von Platon, Augustinus, Pascal, Schopenhauer und Kierkegaard, ihrer Religiosität wegen auch von Dostojewski und Tolstoi fasziniert, ohne sich auf ein Studium in dieser Richtung einzulassen. Bei Nietzsche ist er „stark berührt von seiner Feindschaft gegen das Christentum“. Er will seinerseits ein zugleich „sinnloses“ und Gott verpflichtetes Leben führen (1991, S. 49–50).

In seiner geistigen Überlegenheit ist er nur begrenzt dialogfähig: Er äußert sich gesprächsweise sehr bestimmt nicht nur in Fragen der Philosophie, sondern auch der Musik, der Religion und der Lebensführung, und kaum jemand wagt zu widersprechen. In seiner Wahrhaftigkeit vermeidet er jede konventionelle Fassade, auch in seiner Kleidung. Er kann ebenso demütig und höflich wie brüsk und hart auftreten; auch enge Freunde berichten von heftigen Szenen und wilden Ausbrüchen. Debatten in den renommierten Clubs von Cambridge, zu denen man ihn einlädt,

¹Zu Wittgensteins logisch-philosophischer Auseinandersetzung mit Frege und Russell (vgl. Vossenkuhl 1995).

meidet er eher, weil er, so nimmt er die Reaktion der anderen wahr, zu viel rede (1980², S. 194–195; Pascal und Rhees 1992), S. 40–41). Für viele geht von ihm eine charismatische Faszination aus. Nach einem Streit mit Russell über die wechselseitige Einschätzung ihrer wissenschaftlichen Arbeit zieht er den Schluss, ein „rechtes Freundschaftsverhältnis“ unter ihnen sei bei so unterschiedlichen Ansichten nicht möglich (1980, S. 50). Er schreibt Russell:

Wenn aber ein Verkehr nicht beide Teile herabziehen soll, dann dürfen die *Schwächen* der beiden *nicht* mit einander verkehren. Sondern zwei Leute sollen nur dort mit einander verkehren, wo sie beide *rein* sind; d.i. dort wo sie gegen einander *ganz* offen sein können, ohne einander zu verletzen. Und *das* können wir beide NUR, wenn wir unseren Verkehr auf die Mitteilung objektiver Tatsachen beschränken und etwa noch auf die Mitteilung unserer freundschaftlichen Gefühle. Alle anderen Themen aber führen bei uns zur Heuchelei oder zum Zank. Du sagst vielleicht: es ist ja bisher so ziemlich gegangen, warum sollte es nicht so weitergehen. Aber ich bin des ewigen schmutzigen und halben zu müde! Mein Leben war bisher *eine* große Schweinerei – aber soll es immer so weitergehen? (ebd., S. 52).

Wittgenstein ist auch selbstbewusst genug, um George Edward Moore, der klagte, mit seiner Arbeit zu den Prinzipien der Ethik nicht voranzukommen, aufzufordern, zu ihm nach Norwegen zu kommen, um die Probleme mit ihm zu diskutieren (ebd., S. 43). Als Moore das tut, diktiert ihm Wittgenstein schließlich eigene Gedanken. Werden ihm bestimmte Privilegien nicht gewährt, z. B. keine Ausnahme von der Studienordnung für ihn gemacht wird, kann er beleidigend werden (ebd., S. 55). Dennoch räumt er stets ein, er könne auch im Unrecht sein. Er vibriert so sehr im Kampf um seine philosophischen Probleme, dass er glaubt, verrückt zu werden: „Die Möglichkeiten der geistigen Qual sind unsagbar entsetzlich!“ – „ich habe nie gewußt, was es heißt, sich nur noch *einen* Schritt vom Wahnsinn zu fühlen“ (ebd., S. 48). Aber er kann sich auch entspannen: „Mein Tag vergeht zwischen Logik, Pfeifen, Spaziergehen und Niedergeschlagensein“ (BW, S. 46). Bei alledem, schreibt er dem Freund Paul Engelmann, hält er sich für

moralisch vollkommen tot. [...] Ich hatte eine Aufgabe, habe sie nicht gemacht und gehe jetzt daran zugrunde. Ich hätte mein Leben zum Guten wenden sollen und ein Stern werden. Ich bin aber auf der Erde sitzen geblieben und nun gehe ich nach und nach ein. Mein Leben ist eigentlich sinnlos geworden und darum besteht es nur mehr aus überflüssigen Episoden. [...] ich weiß, daß es mir am Grundlegenden fehlt. Seien Sie froh, wenn Sie nicht verstehen, was ich da schreibe (ebd., S. 118).

Auch den rettenden Selbstmord betrachtet er als „Schweinerei“ (ebd., S. 113). Er sehnt sich nicht eigentlich nach dem Tod, aber rechnet stets mit ihm und baut geradezu darauf, dass er in jedem Augenblick sterben könnte. Sein Wille zur Arbeit hält ihn am Leben.

²Zitatangaben nur mit Jahreszahl verweisen auf die Schriften Wittgensteins.

In seiner Studienzeit lebt der Millionärssohn zunächst auf großem Fuß. Als Anfang 1913 sein Vater stirbt und ein riesiges Vermögen hinterlässt, stiftet er, wie es in der Familie üblich ist, für Künstler wie Rilke, Trakl und Kokoschka erhebliche Summen; als er sich 1914 aus einem für ihn ganz selbstverständlichen Patriotismus heraus freiwillig zum Kriegsdienst meldet, nachdem er zuvor wegen eines Leistenbruchs für untauglich befunden worden war, auch für die Entwicklung eines Mörsers (1991, S. 135, 138; Waugh 2009, S. 149). Er lässt sich, da ohne Offiziersausbildung, als einfacher Kanonier auf einem „Wachschiff“ an der österreich-ungarischen Ostfront stationieren, wo er sich schlecht mit der Mannschaft verträgt und ihm Arbeiten wie Abortreinigen und Kartoffelschälen zugewiesen werden (1991, S. 132). Er erlebt das als Charakterprüfung – und versucht in freien Stunden stets, abgeschieden in seiner Kammer, an seiner *Logisch-philosophischen Abhandlung* zu arbeiten. Er will dem Tod gegenüberreten, um zu sehen, was es mit seinem Leben auf sich hat; er hat keine Angst zu fallen, verfällt jedoch aus Furcht, seine Abhandlung nicht vollenden zu können, in Depressionen. So klammert er sich an Tolstois Evangelien-Kommentar und findet in der Arbeit, der soldatischen wie der philosophischen, „Gnade“ (ebd., S. 64, S. 73): „Arbeite nur fort“, notiert er in sein Kriegstagebuch, „damit du gut wirst“ (ebd., S. 73). Arbeitet er, geht es ihm auch gut (1980, S. 184). Als er Adjutant eines Offiziers und in eine Kanzlei versetzt, dann zum Leiter der Artillerie-Werkstatt gemacht wird, kommt er kaum mehr zum Arbeiten und notiert sich: „mein moralischer Stand jetzt viel tiefer“ (1991, S. 53). Als seine Ernennung zum „Landsturm-Ingenieur“ an behördlichen Schwierigkeiten scheitert (1991, S. 130 f.), geht er an die Front, wo er sich unter schwersten Verlusten seiner Einheit tapfer bewährt; in seinen Einsätzen als Aufklärer wird er für seine Kaltblütigkeit und Todesverachtung bewundert und ausgezeichnet; schließlich zum Leutnant ernannt, hält er sich selbst jedoch für eine „unheldenhafte Natur“ (1992, S. 254). Bevor er in italienische Kriegsgefangenschaft gerät, wird er während eines Heimaturlaubs mit der Abhandlung fertig (1991, S. 144).

Das von seinem Vater ererbte Vermögen empfindet er, vielleicht beeinflusst von Tolstoi, als Belastung. Aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, überlässt er es seinen Geschwistern. Er kommt nun immer wieder in finanzielle Schwierigkeiten, lässt von Russell seine Habseligkeiten in Cambridge verkaufen (Russell kauft sie dann kurzerhand selber), ersucht Freunde und das Trinity College um Hilfen, weigert sich aber, seine reichen Verwandten um Geld zu bitten, auch wenn sie gerne dazu bereit wären (1980, S. 176, 207). Um selbst seinen Lebensunterhalt zu verdienen, durchläuft er die für ihn ebenfalls quälende Lehrerbildungsanstalt und wird für ein ärmliches Gehalt Volksschullehrer auf dem Land. Seine teils einfallreichen, teils harten Erziehungsmethoden führen zu einer Anklage seitens der Eltern von Schülerinnen und Schülern und zur Forderung einer Untersuchung auf seinen Geisteszustand. Freigesprochen, quittiert er dennoch den Dienst, arbeitet als Gärtnergehilfe in einem Kloster und erwägt, Mönch zu werden.

Wittgenstein hat, außer als Kind in seiner Familie, kaum längere Zeit mit anderen Menschen zusammengelebt. Freunden kann er sich enthusiastisch öffnen, wenn nicht sogar aufdrängen und dabei sehr bestimmend in ihr Leben eingreifen.

Mit jungen Freunden geht er gerne auf Reisen. Es ist umstritten, ob er homosexuell war (auch zwei seiner älteren Brüder waren es) und, wenn ja, ob und wie er seine Homosexualität auslebte (Bartley 1973; Monk 1992, S. 623–629). Er redete, soweit wir wissen, nicht darüber. Sicher ist, dass mindestens sein Freund Francis Skinner, mit dem er sich in Cambridge häufig sehen ließ, der ihn in seiner Norweger Hütte besuchte, bei dem er eine Zeit lang wohnte und mit dem er in Russland ein neues einfaches Leben beginnen wollte, ihn aufrichtig liebte und, um es deutlich zu sagen, mit ihm wohl auch schlief (Monk 1992, S. 399–401, 403, 411, 425–426). Bei seinem letzten Freund Ben Richards ist das trotz der immer neuen gegenseitigen Liebesbeteuerungen nicht klar (Schmidt 2023). Denn Wittgenstein bekämpfte, wie seine Tagebücher dokumentieren, mit Ingrimmm seine sexuellen Bedürfnisse, auch die Lust an der Selbstbefriedigung, jedoch nicht immer mit Erfolg; nicht die Homosexualität, die Sexualität war für ihn ein Problem. Einmal verliebte er sich auch in eine junge Frau, Marguerite Respinger, die, womit er schon rechnete (er vertiefte sich zu dieser Zeit in Kierkegaard und mochte an dessen vertrackte Liebe zu Regine Olsen gedacht haben), bald jedoch einen anderen heiratete (1997, S. 23, 26 f., 108). Er hatte ihr einen Heiratsantrag gemacht, unter der Bedingung, dass sie auf Sex verzichteten. In dieser Zeit resümiert er: „Ich werde überhaupt mehr geachtet als geliebt“ (ebd., S. 34).

Sein Ideal der Reinheit und unbedingten Wahrhaftigkeit im Leben, dem er sich unerbittlich, auch religiös verpflichtet fühlt, spiegelt sich buchstäblich in seinem Philosophieren: Während seines Einsatzes im I. Weltkrieg auf dem Wachschiff notiert er in seinen Tagebüchern rechts Logisch-Philosophisches, links, in einer einfachen Geheimschrift, Persönliches (Somavilla 2010, S. 371), darunter auch sehr offen „Sinnliches“ und „sehr Sinnliches“, das er um der Reinheit im Denken *und* Leben willen unter immer neuer Anrufung der Hilfe Gottes durch peinliche Buchführung einzudämmen sucht.³ Zwischen den linken und rechten Buchseiten stellt er zwar kaum direkte Beziehungen her: Logisch-philosophisches Denken und erlebtes Leben stehen nicht in punktweise identifizierbarer Korrelation und sind dennoch in dem einen Ideal vollkommener Durchsichtigkeit verbunden, das auch vollkommene Gerechtigkeit denken lässt. Man hat hier viel von „Mystik“ gesprochen, ohne dass sich viel über sie sagen ließe. Soviel aber kann man sagen, dass in Wittgensteins logisch-philosophischer Arbeit sein Ideal der Reinheit im Leben zum Ideal der Klarheit in der Logik wird und dass er sich vom Erfolg seiner Arbeit an der Logik verspricht, endlich ein „guter“ Mensch zu werden: „wie kann ich Logiker sein, wenn ich noch nicht Mensch bin! *Vor allem* muß ich mit mir selbst in's Reine kommen“ (1980, S. 47).

In der Logik, die Wittgenstein in seinem *Tractatus* in der Sprache zu finden sucht, kommt die Kommunikation mit anderen nicht vor. Zugleich bekennt er dort,

³Darin war er wohl auch von Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter* beeinflusst, der dem „Weib“, das er für nichtswürdig hielt, zügellose Sexualität zuschrieb. Das Werk Weiningers, der 1903 mit 23 Jahren spektakulär Selbstmord beging, wurde in der Familie Wittgensteins intensiv diskutiert.

dass er nicht sagen kann, was das Ethische, Religiöse und Ästhetische ausmacht, jedenfalls nicht in der Weise, in der man, wie er meint, über Logik sprechen kann. So bleibt in seiner Philosophie die Stelle leer, auf die ihm letztlich alles ankommt. Er kann „das Gute“ nur zu leben versuchen, so, dass es sich an ihm zeigt, ohne wiederum sagen zu können, woran es sich zeigt. Das Gute und, wie er später sieht, auch das Wahre bleibt im Dunkeln. Daraus ist nur schwer eine Lebenskunst zu machen.

Einmal gelingt es Wittgenstein aber doch. Als eine seiner Schwestern seinen langjährigen Freund, den Architekten Paul Engelmann, ein Haus für sich bauen lassen will, schaltet Wittgenstein sich ein, um bald schon von *seinem* Haus zu reden: Er übernimmt den Bau ganz selbstverständlich in seine Regie (ebd., S. 157, 164, 165). Die herrschaftliche Villa nicht weit von der Innenstadt Wiens beeindruckt durch ihre konsequente Schmucklosigkeit in der Art des damals revolutionären Architekten Adolf Loos, dem Lehrer Engelmanns. Wittgenstein treibt sie bis zu kompromissloser Kahlheit – unter Beachtung feinsten Nuancen der Proportionen; ohne Kosten für seine Schwester zu scheuen, arbeitet er daran mit aller erdenklichen Akribie. Er gibt, wenn man so will, seiner Philosophie der logischen Klarheit ein architektonisches Gesicht und geht für Jahre ganz darin auf. Der Bau ist übersichtlich, aber trotz aller Strenge nicht uniform, er spricht in seiner Kargkeit eine prägnante Sprache – wie Wittgensteins Philosophie.

Der späte Wittgenstein: Bewegung in geregelten Lebensumständen und in den philosophischen Maßstäben

1929, mit nunmehr 40 Jahren, kehrt Wittgenstein nach Cambridge zurück. Seine eigenwillige *Logisch-philosophische Abhandlung* ist nach langen Mühen veröffentlicht worden (in einer folgenden englischen Übersetzung unter dem Titel *Tractatus logico-philosophicus*); mit ihr versucht er sich nun am Trinity College dauerhaft zu etablieren. Man erweist ihm, seines philosophischen Rangs bewusst, großes Entgegenkommen, unterstützt ihn mehrfach mit Geldbeträgen, lässt die *Logisch-philosophische Abhandlung*, auch wenn sie nicht in das übliche akademische Format passt, als Doktorarbeit passieren und installiert ihn als Fellow. Er will vom College jedoch nur Geld annehmen, solange er fähig ist, dafür entsprechende Arbeit zu leisten: „ich liefere eine bestimmte Art Waren, und falls das College irgendetwas mit diesen Waren anfangen kann, so möchte ich, daß das College mir die Möglichkeit gibt, sie zu produzieren, solange man tatsächlich etwas damit anfangen kann, und solange ich sie wirklich produzieren kann“ (1980, S. 175).

Er will mit seinem Philosophieren in ein regelrechtes Arbeitsverhältnis kommen. Und er ist nun wieder im Austausch mit den brilliantesten Köpfen, außer mit Bertrand Russell und George Edward Moore mit John Maynard Keynes, Piero Sraffa und Frank Ramsey, der als der intelligenteste Mann in Cambridge gilt, mit 21 Jahren als Fellow und Lecturer für Mathematik an das King's College berufen wird, aber schon mit 26 Jahren stirbt. Es ist ein Verkehr unter Genies, die, statt

einander zu beföhden, Freude aneinander haben und einander auch Hartes offen sagen können. Außerdem besucht er regelmäßig Freunde, geht mit ihnen spazieren oder ins Kino, isst mit ihnen. Seine Tagebucheinträge sind nun weit entspannter, die Anrufungen Gottes werden seltener; er reflektiert sorgfältig die Nuancen seiner Beziehungen zu anderen (1997, S. 32). Zugleich revidiert Wittgenstein seine Philosophie so grundlegend, dass sein Denken für manche, darunter Russell, unkenntlich und unsinnig wird und man bis heute einen „Wittgenstein II“ von einem „Wittgenstein I“ unterscheidet: „Meine Hauptdenkbewegung ist heute ganz anders | eine ganz andere als vor 15–20 Jahren“ (ebd., S. 68).⁴ Er bringt neue Bewegung auch in sein Denken.

Der sog. „späte Wittgenstein“ hat erkannt, dass er mit dem Ideal logischer Klarheit, das er in der Sprache gesucht hat, an der alltäglichen Sprache vorbeigegangen ist, mit der man sich in der Welt orientiert. Er hält am Ideal der Klarheit fest, aber nicht mehr an der Klarheit der einen Logik, an die er bisher geglaubt hat. Die alltäglich gebrauchte Sprache hat ihre eigenen Regeln, die zur Verständigung befolgt werden und die Wittgenstein nun im Begriff „Grammatik“ zusammenfasst. Diese Logik oder Grammatik lässt eine Vielfalt von „Sprachspielen“ zu, die nicht erdacht sind, sondern sich in langer Praxis einspielen und „Lebensformen“ ausmachen. Sie bleiben in Bewegung, schmiegen sich den Bedürfnissen der Verständigung an. Sie reagieren beweglich auf immer neue Situationen und lassen sich darum nicht auf logische Formeln der Einheit bringen, wie Wittgenstein sie im *Tractatus* versucht hat. Statt nach *der* Funktion und *der* Logik *der* Sprache fragt er darum jetzt nach dem „Funktionieren“ der vielfältigen und nur schwer voneinander abgrenzbaren, überall einander überlappenden Sprachspiele (1953, § 2). Dabei erlebt er seinen Geist als „außerordentlich fragil“ (1997, S. 68).

Nach der Vereinnahmung Österreichs in das Dritte Reich muss Wittgenstein fürchten, zu Hause seiner jüdischen Vorfahren wegen verfolgt zu werden. Er teilt das damals gängige Vorurteil, Juden könnten nicht mehr als Talent haben (1980, S. 27), vermeidet darum, sich zu seinem (anteiligen) Judentum zu bekennen und empfindet das als lügnerisch. Doch nun legt er, offenbar um endlich mit sich ins Reine zu kommen, engen Freunden und seiner Familie ein schriftliches „Geständnis“ vor (1992, S. 237). Weil die Adressaten es für sich behielten, weiß man darüber wenig; die „Rasse“-Frage im Sinn der Nürnberger Gesetze scheint aber zu „dem Bösen“, von dem er geredet haben soll, gehört zu haben; die homosexuelle Neigung, die in den Intellektuellenkreisen im damaligen Cambridge keinen Anstoß, eher Neugier erregte, dagegen nicht (ebd., S. 65, 171). Im Mittelpunkt standen wohl Verletzungen, die Wittgenstein während seiner Lehrzeit Schülerinnen und Schülern zugefügt und über die er damals gelogen hatte. Man kann das Geständnis als biographisches Zeichen einer Wende vom egozentrischen Ansatz des *Tractatus* („Ich bin meine Welt“, 1922, 5.63) zum kommunikativen

⁴Das neu erschienene Wittgenstein-Handbuch (Weiberg und Majetschak 2022) gliedert Wittgensteins Werk inzwischen in Frühwerk (1913–1922), Mittlere Periode (1929–1936) und Spätwerk (1936–1951). Die Einteilungen und Übergänge sind fließend.

Ansatz der *Philosophischen Untersuchungen* ansehen, nach dem man immer schon mit anderen Sprachspiele spielt und Lebensformen mit ihnen teilt. Wittgenstein selbst hat auch hier solche Zusammenhänge nicht hergestellt.

Um der Verfolgung als nunmehr deutscher Jude zu entgehen, bemüht sich Wittgenstein um die britische Staatsbürgerschaft und zugleich um die Nachfolge Moores auf dessen Lehrstuhl für Philosophie. Er kann nun unabhängig leben, begrenzt seine Lehrveranstaltungen aber auf wenige Teilnehmer. Die erste Fassung der *Philosophischen Untersuchungen* entsteht in neunmonatiger, nur durch kurze Heimreisen unterbrochener Einsamkeit in seiner Norweger Hütte, die nur per Boot oder über das Eis des Sees zu erreichen ist, über dem er sie an einem steilen Hang hat errichten lassen. Er braucht, um schreiben zu können, vollkommene Stille und Zurückgezogenheit und kann, auch wenn er immer wieder darunter leidet, weiterhin Menschen durchaus entbehren. Auch das gehört zu seiner Lebenskunst. In der Einsamkeit bedrängt ihn umso mehr erneut sein religiöses Gewissen. Im II. Weltkrieg lässt er die Philosophie weitgehend zurück und leistet Hilfsdienste in britischen Krankenhäusern und Laboren. 1946 schließt er, nach einer Abfolge verschiedener Fassungen, die *Philosophischen Untersuchungen* ab, ohne sie zu veröffentlichen (Schulte, in Weiberg und Majetkschak 2022, S. 99 f.); sie atmen große Lebensnähe.

Wittgenstein lockert in ihnen die Form seines Philosophierens, geht von der Dezimalnotierung des *Tractatus*, die eine größtmögliche Übersicht über das „logische Gewicht“ der einzelnen Sätze schaffen sollte, zum „Album“ über, „Bemerkungen, kurzen Absätzen [...], [m]anchmal in längeren Ketten, über den gleichen Gegenstand, manchmal in raschem Wechsel von einem Gebiet zum anderen überspringend“. Sie sind „kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen“ (1953, Vorwort; Stegmaier 2021, S. 212–225). Klarheit, so wird ihm jetzt klar, besteht in der Übersicht, aber nicht erst in logisch vollkommener Durchsichtigkeit, sondern schon in der hinreichenden Übersicht über Situationen, geographischen, kommunikativen und philosophischen, in denen man sich zunächst nicht auskennt und sich doch zurechtzufinden lernt (1953, § 123). Überschaubar man Situationen, kann man sich, wie wir sagen, orientieren und daraufhin handeln (Stegmaier 2019a). Auch in philosophischen Schriften muss der erste methodische Schritt eine hinreichend „übersichtliche Darstellung“ (ebd., § 122) sein. Nach Wittgenstein ist sie ihm mit dem „Album“ nur begrenzt gelungen, aber doch so, dass er mit seinem eigenen offenen Orientierungsprozess seine Leserinnen und Leser zu wiederum „eigenen Gedanken“ (ebd., Vorwort), also zu selbständigen Orientierungen zunächst über seine Schrift, dann über das Philosophieren überhaupt anregt. Sie müssen selbst herausfinden, was darin für sie haltbar ist. Die Wittgenstein-Forschung ist denn auch nicht zu definitiven Gewissheiten und umso mehr in immer neue Bewegung gekommen.

Wittgenstein distanziert sich nun auch von der abgrundtiefen Selbstverachtung, mit der er sich tyrannisiert hat. Notierte er noch 1931: „Wenn ich den Leuten von mir sagte, was ich ihnen sagen sollte, würde ich mich der Verachtung & dem Hohn beinahe Aller die mich kennen preisgeben“ (1997, S. 59), so heißt es später: „Niemand kann mit Wahrheit von sich selbst sagen, daß er Dreck ist. Denn wenn

ich es sage, so kann es in einem Sinne wahr sein, aber ich kann nicht selbst von dieser Wahrheit durchdrungen sein: sonst müßte ich wahnsinnig werden, oder mich ändern“ (1984b, S. 495, 1937).

Er scheint sich, zwar weiter mit vielen Vorbehalten, selbst annehmen zu können, so wie er ist. Das reicht bis zu scheinbaren Äußerlichkeiten wie seinem Stil beim Schreiben: „Meiner Prosa ist eine ganz bestimmte Grenze gesetzt, und ich kann ebenso wenig über sie hinaus, als ich es vermöchte, ein Gedicht zu schreiben. Mein Apparat ist *so* beschaffen; nur dieser Apparat steht mir zur Verfügung. Es ist, wie wenn Einer sagte: Ich kann in diesem Spiel nur *diesen* Grad von Vollkommenheit erreichen, und nicht jenen“ (ebd., S. 533, 1947).

Wittgenstein ist jetzt auch bereit zu sehen, dass das Leben-Können nicht von der Lösung philosophischer Probleme abhängt:

Wenn Einer die Lösung des Problems des Lebens gefunden zu haben glaubt, und sich sagen wollte, jetzt ist alles ganz leicht, so brauchte er sich zu seiner Widerlegung nur erinnern, daß es eine Zeit gegeben hat, wo diese ‚Lösung‘ nicht gefunden war; aber auch zu *der* Zeit mußte man leben können, und im Hinblick auf sie erscheint die gefundene Lösung wie ein Zufall. Und so geht es uns in der Logik. Wenn es eine ‚Lösung‘ der logischen (philosophischen) Probleme gäbe, so müßten wir uns nur vorhalten, daß sie ja einmal nicht gelöst waren (und auch da mußte man leben und denken können) (ebd., S. 455, 1930).

Vielmehr besteht die Kunst des Philosophierens und damit auch die Lebenskunst des Philosophierenden darin, sich von den Problemen, die sich ihm stellen, nicht quälen zu lassen, sondern eine Methode zu finden, es abubrechen. Es ist die Kunst, sich von überzogenen Verallgemeinerungen und Hypostasierungen dieser Verallgemeinerungen zurückzuhalten und sich stattdessen an konkreten Beispielen, hier „Sprachspielen“, zu orientieren:

Die eigentliche Entdeckung ist die, die mich fähig macht, das Philosophieren abubrechen, wann ich will. – Die die Philosophie zur Ruhe bringt, so daß sie nicht mehr von Fragen gepeitscht wird, die sie selbst infrage stellen. – Sondern es wird nun an Beispielen eine Methode gezeigt, und die Reihe dieser Beispiele kann man abbrechen. – Es werden Probleme gelöst (Schwierigkeiten beseitigt), nicht ein Problem (1953, § 133).

Ein Philosophieren, das sich zu weit vom Funktionieren der alltäglichen Sprache entfernt und es an einem vorgegebenen Ideal misst, erscheint ihm nun als eine Krankheit, die man therapieren muss: Philosophieren als Sich-Orientieren wird zur „Therapie“ (ebd., § 133) von einem überzogenen, zu Idealen abhebenden und seine Gedanken dogmatisierenden und hypostasierenden Philosophieren. Wittgenstein experimentiert jetzt laufend mit eigens erfundenen Sprachspielen, um den Glauben an eine ihnen zugrunde liegende einheitliche Logik zu erschüttern.

Die Therapie ist kein definitiver chirurgischer Schnitt. Wittgenstein empfiehlt sich und seinen Leserinnen und Lesern, sie langsam und umsichtig anzugehen und das heißt: zugleich seine Denk- und Lebensgewohnheiten zu ändern: „In der Philosophie darf man keine Denkkrankheit *abschneiden*. Sie muß ihren natürlichen Lauf gehen, und die *langsame* Heilung ist das Wichtigste“ (1984a, § 382).

Das sich selbst therapeutisch umsichtig überwachende Philosophieren wird als solches zur Lebenskunst.

Wittgenstein geht auch ein überraschendes Lebensexperiment ein: Er plant, mit Francis Skinner in die Sowjetunion zu übersiedeln, um dort körperlich zu arbeiten, und beide nehmen dazu intensiven Russisch-Unterricht. Für das Unternehmen dürften weniger ideologische Motive ausschlaggebend gewesen sein als das Bild des russischen Volkes, das Tolstoi und Dostojewski ihnen eingepägt hatte (1992, S. 77–79). Nachdem er 1935 die Reise allein angetreten hat, weil Francis Skinner krank wurde, bricht Wittgenstein das Experiment bald ernüchert ab. Er erliegt auch Ideologien nicht (ebd., S. 269–274). Stattdessen weiß er sich mit dem Christentum, wie er es versteht, in Übereinstimmung: „Das Christentum sagt unter anderm, glaube ich, daß alle guten Lehren nichts nützen. Man müsse das *Leben* ändern. (Oder die *Richtung* des Lebens.)“ (1984b, S. 525, 1946; vgl. ebd., S. 488, 1937).

Philosophie und Religion bestehen für Wittgenstein nicht im Glauben an bestimmte Lehren und auch nicht in der Beachtung methodischer oder liturgischer Rituale, sondern sind Denkmittel, sich selbst und die Welt aus unterschiedlichen Perspektiven zu sehen und mit unterschiedlichen Gewissheiten zu rechnen (1997, S. 75).

Der Wittgenstein der letzten Jahre: Beweglichkeit der Gewissheiten

1947 verzichtet Wittgenstein auf die Professur, lebt von Ersparnissen, zieht sich zweitweise wieder in absolute Einsamkeit, jetzt in eine irische Fischerhütte zurück. Skinner war 1941 an Kinderlähmung gestorben; Wittgenstein bereute, zuletzt „lieblos“ zu ihm gewesen zu sein. Er erkrankt nun häufiger und schwerer. Immer wieder sucht er Freunde auf, die notfalls für ihn sorgen können, und wohnt bei ihnen, auch in den USA. Mit Ben Richards reist er auch nochmals nach Norwegen. Seine Beweglichkeit wächst in den Jahren vor seinem Tod.

Auch sein Philosophieren ändert sich noch einmal deutlich. Er arbeitet in unterschiedlichen Richtungen an den Problemen weiter, die sich im Gang seines Philosophierens herauskristallisiert haben, ohne dass er feste Pläne fasst; er will auch nichts mehr veröffentlichen. Aber er ist weiter bereit, sein Philosophieren von Grund auf neu zu orientieren, und setzt dem auch seine Schüler aus: „Ich zeige meinen Schülern Ausschnitte aus einer ungeheuern Landschaft, in der sie sich unmöglich auskennen können“ (1984b, S. 529, 1946).

Dabei setzt er bei unterschiedlichen Anhaltspunkten an, u. a. bei Mathematischem, Psychologischem, den Farben, sieht aber, wie schwer es ist, aus alten Denkbahnen herauszukommen: „Es ist sehr schwer, Gedankenbahnen zu beschreiben, wo schon viel Fahrgleise sind – ob deine eigenen, oder andere – und nicht in eins der ausgefahrenen Gleise zu kommen. Es ist schwer: *nur wenig* von einem alten Gedankengleise abzuweichen“ (1984a, § 349).

Er übersieht noch nicht einmal die Situation seines Philosophierens, sodass er abschätzen könnte, welche Wege er einzuschlagen hätte. Worauf es ankommt, könnte unmittelbar vor seinen Augen liegen, ohne dass er es sieht: „Wie schwer fällt mir zu sehen, was *vor meinen Augen liegt!*“ (1984b, S. 504, 1940).

Statt sein bisheriges Philosophieren in leicht abrufbare Lehren zu fassen, setzt er sich bewusst der philosophischen Desorientierung aus:

Mir scheint, ich bin noch weit von dem Verständnis dieser Dinge, nämlich von dem Punkt, wo ich weiß, worüber ich sprechen muß, und worüber ich nicht zu sprechen brauche. Ich verwickle mich immer noch in Einzelheiten, ohne zu wissen, ob ich über diese Dinge überhaupt reden sollte; und es kommt mir vor, daß ich vielleicht ein großes Gebiet begehe, nur um es einmal aus der Betrachtung auszuschließen. Auch in diesem Falle aber wären diese Betrachtungen nicht wertlos; wenn sie sich nämlich nicht etwa nur im Kreise herumbewegen (ebd., S. 541–542, 1947).

„Möge Gott dem Philosophen Einsicht geben in das, was vor allen Augen liegt“ (ebd., S. 539, 1947). Und so hat er auch keine Scheu mehr, Unsinn zu reden: „Scheue Dich *ja* nicht davor, Unsinn zu reden! Nur muß Du auf Deinen Unsinn lauschen“ (ebd., S. 530, 1947).

Doch als ihn Norman Malcolm, den er in den USA besucht, drängt, sich mit George Edward Moores Aufsätzen *A Defence of Common Sense* und *A Proof of the External World* auseinanderzusetzen, stößt er dort auf einen sehr klugen „Unsinn“: Wenn man schon keine absoluten Gewissheiten in der Philosophie haben könne, so Moore, finde man sie doch in Sätzen wie „Da ist eine Hand und da eine andere“ oder „Die Erde hat schon lange vor meiner Geburt existiert“. Kann man mit solchen alltäglichen Gewissheiten philosophisch etwas anfangen? Moore sucht es in komplizierten und ihrerseits nicht zweifelsfreien Argumentationen darzulegen. Wittgensteins Antwort ist dagegen ganz einfach: Stellt man Gewissheiten, welcher Art auch immer, in Frage, setzt man, um überhaupt die Frage stellen zu können, stets schon andere Gewissheiten unbefragt voraus. Das müssen keineswegs immer dieselben Gewissheiten sein – man kann sich durchaus Situationen denken, in denen man nicht sicher ist, ob dies eine Hand und selbst die eigene Hand ist; und eine Gewissheit, die man jetzt voraussetzt, z. B. dass man Hände deutlich zu unterscheiden vermag, kann man später ebenfalls infrage stellen. Man stützt sich in seiner alltäglichen Orientierung von Situation zu Situation auf wechselnde Gewissheiten und bleibt auf diese Weise in seiner Orientierung beweglich. So kann die Orientierung mit der Zeit gehen, heraklitisch gesagt, im Fluss bleiben, und der Fluss verändert mit der Zeit auch sein Flussbett:

Man könnte sich vorstellen, daß gewisse Sätze von der Form der Erfahrungssätze erstarrt wären und als Leitung für die nicht erstarrten, flüssigen Erfahrungssätze funktionierten; und daß sich dies Verhältnis mit der Zeit änderte, indem flüssige Sätze erstarrten und feste flüssig würden. [...] ich unterscheide zwischen der Bewegung des Wassers im Flußbett und der Verschiebung dieses; obwohl es eine scharfe Trennung der beiden nicht gibt (1969, § 96–97).

Schon früher hatte Wittgenstein die „Schwierigkeit des ‚Alles fließt‘“ erwogen und war zu dem Schluss gekommen: „mit ihr ist vielleicht überhaupt anzufangen“ (1984b, S. 461, 1930). Das tut er jetzt. Es muss zu jeder Zeit etwas hinreichend gewiss sein, damit man sich orientieren und handeln kann, aber nichts vollständig gewiss und auf alle Zeit. Mit dieser Beweglichkeit der Gewissheit(en) kann man durchaus leben. So wird, in unserer Sprache, Philosophie zu einer Orientierungskunst, und Orientierungskunst ist die erste Lebenskunst (Stegmaier 2019b).

Wittgenstein stirbt gelassen. Als er weiß (oder sich hinreichend dessen gewiss ist), dass er in absehbarer Zeit an Krebs sterben wird, wohnt er bei Freunden in Cambridge und Oxford. Zuletzt lebt er im Haus seines Arztes, der ihn zusammen mit seiner Frau in den Tod begleitet. Er arbeitet bis in seine letzten Tage weiter. 1931 hatte er notiert: „Die Freude an meinen Gedanken (philosophischen Gedanken) ist die Freude an meinem eigenen seltsamen Leben. Ist das Lebensfreude?“ (1997, S. 56).

Literatur

- Bartley III, W. W. (1983). *Wittgenstein, ein Leben* [1973]. Matthes & Seitz. Engl. Original: Wittgenstein. Lippincott.
- Hosseini, M. (2007). *Wittgenstein und Weisheit*. Kohlhammer.
- Majetschak, St. (2000). *Ludwig Wittgensteins Denkweg*. Alber.
- Monk, R. (1992). *Wittgenstein. Das Handwerk eines Genies* [1990]. Klett-Cotta. Engl. Original: Ludwig Wittgenstein. *The Duty of Genius*. Vintage.
- Pascal, F. (1992). Meine Erinnerungen an Wittgenstein. In R. Rhees (Hrsg.), *Ludwig Wittgenstein: Porträts und Gespräche* (S. 35–83). Suhrkamp.
- Schneider, C. (2020). *Der sprachlose Philosoph. Ludwig Wittgensteins Philosophie als lebensgeschichtliche Selbstreflexion*. Königshausen & Neumann.
- Schmidt, A. (Hrsg.). (2023). “I think of you constantly with love ...” *Briefwechsel Ludwig Wittgenstein – Ben Richards 1946–1951*. Haymon.
- Somavilla, I. (2010). Verschlüsselung in Wittgensteins Nachlass. *Publications of the Austrian Ludwig Wittgenstein Society. New Series, Vol. 14*, S. 367–386. (<http://wittgensteinrepository.org/ojs/index.php/agora-ontos/article/view/2182/2400>).
- Stegmaier, W. (2019a). Die Gewissheit der Orientierung. Zu Wittgensteins letzten Notaten. Ein Versuch. *Wittgenstein-Studien 10*, S. 37–71.
- Stegmaier, W. (2019b). Orientierungskunst. In G. Gödde, & J. Zirfas (Hrsg.), *Kritische Lebenskunst heute. Analysen – Orientierungen – Strategien* (S. 6–13). Stuttgart: Metzler.
- Stegmaier, W. (2021). *Formen philosophischer Schriften zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Vossenkuhl, W. (1995). *Ludwig Wittgenstein*. München: Beck.
- Waugh, A. (2009). *Das Haus Wittgenstein. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Familie* [2008]. Aus dem Englischen von Susanne Röckel. Frankfurt am Main: S. Fischer. Engl. Original: *The House of Wittgenstein. A Family at War*. Bloomsbury.
- Weiberg, A., & Majetschak, S. (Hrsg.) (2022). *Wittgenstein-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler.
- Wittgenstein, L. (1922). Logisch-philosophische Abhandlung/Tractatus logico-philosophicus. In *Werkausgabe, Bd. 1* (S. 7–85). Zit. nach Wittgensteins Dezimalnotierung ohne Seitenangaben. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.
- Wittgenstein, L. (1953). Philosophische Untersuchungen. In *Werkausgabe, Bd. 1* (S. 225–580). Zit. nach Wittgensteins Nummerierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.

- Wittgenstein, L. (1969). Über Gewißheit. Hrsg. v. G. E. M. Anscombe, & G. H. von Wright. In *Werkausgabe, Bd. 8* (S. 113–257). Zit. mit der Nummerierung der Herausgeber:innen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.
- Wittgenstein, L. (1980). *Briefe. Briefwechsel mit B. Russell, G. E. Moore, J. M. Keynes, F. P. Ramsey, W. Eccles, P. Engelmann, und L. von Ficker*. Hrsg. v. B. McGuinness und G. H. von Wright, übers. v. J. Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, L. (1984a). Zettel. Hrsg. v. G. E. M. Anscombe, & G. H. von Wright. In *Werkausgabe, Bd. 8* (S. 259–443). Zit. mit der Nummerierung der Herausgeber:innen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, L. (1984b). Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlaß. Hrsg. v. G. H. von Wright. Unter Mitarbeit von H. Nyman. In *Werkausgabe, Bd. 8* (S. 445–573). Zit. mit Angabe des Jahrs der Aufzeichnung und Seite der Werkausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, L. (1991). *Geheime Tagebücher 1914–1916*. Hrsg. und dokumentiert v. W. Baum. Wien: Turia & Kant.
- Wittgenstein, L. (1992). *Porträts und Gespräche*. Hrsg. v. R. Rhees. Übersetzt v. J. Schulte. Suhrkamp.
- Wittgenstein, L. (1997). *Denkbewegungen. Tagebücher 1930–1932, 1936–1937* (Ms 183). Hrsg. v. I. Somavilla, Teil 1: Normalisierte Fassung. Innsbruck: Haymon.